

HÖLDERLINS EINSAMKEIT UND DICHTERTUM

von Walther L. Hahn

Hölderlin ist eine jener seltenen Gestalten, einer der sogenannten Dichter *par excellence*, dem Leben und Dichten eins waren und dessen geistige Existenz sich auf einer Ebene erfüllte, die ständig mit der Welt der Wirklichkeit in Konflikt geriet. Diese Weltauffassung, von Hölderlin selbst an vielen Stellen entweder direkt oder mittelbar ausgesprochen, hat vielfach zu der Annahme geführt, seine Poesie hätte im Grunde nur wenig gemeinsam mit dem tatsächlichen Leben, ihr Ursprung liege vollständig im Bereiche der reinen Vorstellung, ohne den Hintergrund tatsächlicher persönlicher Erfahrung. Lawrence Ryan meint in diesem Zusammenhang: "Es liegt nun auf der Hand, daß Hölderlins Dichtertum nicht als persönliches Bekenntnis, sondern als Erfüllung einer als objektiv, ja als heilig angesehenen Verpflichtung zu betrachten ist."¹

Zweifelloos steht fest, daß der Dichter Hölderlin sich als Mittler zwischen den Göttern und den Menschen fühlte, als ein Hoherpriester, dem es aufgegeben ist, das Wesen der Gottheit, den Verlust und die baldige Wiederkehr derselben dem Menschen zu erklären und nahezubringen. Dieser unbedingte Glaube ist jedoch andererseits nur erklärbar auf Grund eines Einflusses stark subjektiver Erfahrungen. Wilhelm Braun charakterisiert diese Sachlage sehr treffend, wenn er sagt: "It is inconceivable that a poet into whose personal experience no shadows have fallen should take the woes of humanity very deeply to heart, nor again could we imagine that one who has brooded over the unhappy condition of mankind in general should never give expression to a note of personal sorrow."²

Es ist jedoch nicht möglich zu behaupten, Hölderlins Dichtung wäre ein persönliches Bekenntnis, wie das für Goethes Frühwerk zutrifft. Wir stehen hier der Frage gegenüber, in welchem Umfang es berechtigt ist, persönliche Erlebnisse eines Dichters als maß-

Editor's Note: Mr. Hahn is Associate Professor of German at the University of Oregon.

gebenden Einfluß auf sein Werk zu betrachten. Im Gegensatz zur Auffassung der Positivisten im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert neigt man heute dazu, das Kunstwerk als solches als ein in sich ruhendes Ganzes aus sich selbst heraus zu verstehen, ohne dabei die Persönlichkeit des Dichters zu stark in die Diskussion und Interpretation einzubeziehen. Diese Art der Betrachtung scheint die Kunst noch mehr der Wirklichkeit zu entfremden, als sie es schon ist. Damit, so ließe sich argumentieren, wird die Kluft zwischen Kunst und Mensch, der doch der Schöpfer jeglicher Kunst ist, nur noch umso größer. Ferner scheint diese Methode der Kunstbetrachtung eines der wichtigsten Interpretationsziele zu verpassen, nämlich das Verstehen des Künstlers, seiner Gefühls- und Vorstellungswelt und dessen, was er uns eigentlich mitteilen will. Ein Kunstwerk ist kein toter Mechanismus, der um seiner selbst willen existiert; auch ist es kein Rebus, der mit Hilfe bestimmter Regeln nur unter Ausschluß der Persönlichkeit des Künstlers gelöst werden kann. Vielmehr stellt jedes Kunstwerk einen Kommunikationsversuch eines Menschen zu anderen dar. Zum Verständnis der eigentlichen Botschaft des Dichters ist also eine gewisse Kenntnis des Künstlers, genauer seiner individuell-menschlichen Persönlichkeit, durchaus unerläßlich, wenn auch natürlich nicht in dem ausschließlichen und übertriebenen Umfang, wie es das späte 19. Jahrhundert wahrhaben wollte.

Wie stark Hölderlin sich dieses Zusammenhanges zwischen Dichter und Werk bewußt war, läßt sich in seiner Korrespondenz genau verfolgen. 1785 schreibt er etwa in einem Brief an Nathanael Köstin von "guten Rührungen," die er in sich gespürt hätte, und fährt fort: "Es ist wahr, ich glaubte, jetzt wäre ich der rechte Christ, alles war in mir Vergnügen, und insonderheit die Natur machte in solchen Augenblicken (denn viel länger dauerte dieses Vergnügen selten) einen ausserordentlich lebhaften Eindruck auf mein Herz; aber ich konnte niemand um mich leiden, wollte nur immer einsam seyn, und der kleinste Umstand jagte mein Herz aus sich selbst heraus. . . ." ³ Hier ist in keimhafter Form die Grundsituation zu erkennen, aus der Hölderlins Dichtung erwuchs. Bereits im Alter von fünfzehn war er sich seiner Einzigartigkeit bewußt, spürte er, daß er abseits der großen Masse stand. Gleichzeitig geht aus diesem Brief hervor, wie Hölderlin dieses Einsamkeitsbewußtsein durch ein deutliches Anlehnen an christliches Glaubensgut abzudämpfen versucht. Die psychologische und philosophische Form dieses Erlebnisses ist beachtenswert. Wenn er sich als "rechter Christ" fühlt, übt die Natur den größten Ein-

fluß auf ihn aus und vermittelt ihm ein Gefühl der Glückseligkeit. Diese Glücksmomente sind jedoch unbeständig, sie kommen und gehen genau so wie die Augenblicke überströmender Freude und Erfüllung, wie Hölderlin sie später beim Schaffen seiner Dichtung erfuhr. Es wird hier deutlich, wie das Erlebnis der Einsamkeit und der durch Sublimierung einer religiösen Erfahrung ermöglichten Flucht daraus Hölderlins spätere Auffassung seiner selbst als Dichter und des Dichters überhaupt geformt hat. Dieses Einsamkeitserlebnis, das Gefühl der Einzigartigkeit, des Besonderen und Isolierten stellt zweifellos einen Grundbestandteil von Hölderlins Dichtertum dar, und ihm soll unsere Aufmerksamkeit gelten.

Bereits in diesen jungen Jahren dichtete Hölderlin. Im Dezember 1785 erwähnt er in einem Brief an seine Mutter "tausend Entwürffe zu Gedichten, die ich in denen Cessationen (vier Wochen, wo man bloß für sich schafft) machen will, und machen muß. . . ." Seine frühe Dichtung spricht in leicht übertrieben pathetischer Form von der in ihm um sich greifenden Einsamkeit, etwa in dem Gedicht "Mein Vorsatz" aus dem Jahre 1787.

O Freunde! Freunde! die ihr so treu mich liebt!
Was trübt meine einsamen Blicke so?
Was zwingt mein armes Herz in diese
Wolkenumnachtete Totenstille?

.
Ich fliehe euren zärtlichen Händedruck,
Den seelenvollen, seligen Bruderkuß.

Der Gedanke der Einsamkeit dominiert nicht nur in den ersten beiden Strophen, er macht vielmehr den ganzen Gehalt aus. Zunächst wirkt das Erlebnis der Einsamkeit erschütternd auf den jungen Dichter. Er versteht weder ihre Bedeutung noch ist er fähig, diesem Konzept innerhalb seiner gegenwärtigen und zukünftigen Existenz Sinn zu verleihen:

Ists heißer Durst nach Männervollkommenheit?
Ists leises Geizen um Hekatombenlohn?
Ists schwacher Schwung nach Pindars Flug? ists
Kämpfendes Streben nach Klopstocksgröße?

Die Idee orthodoxen Christentums als eine Rettung aus seinem persönlichen Dilemma ist nicht mehr vorhanden. Obwohl diese Verse vollständig als Fragen formuliert sind, ist offensichtlich, daß der siebzehnjährige Hölderlin Dichtung als seine *raison d'être* betrachtet. Die Zweifel an seinem Talent, wie sie in der vierten Strophe ausgedrückt sind, ändern daran nichts, denn das Gedicht endet mit einem entschlossenen Aufschrei:

. . . hinan den herrlichen Ehrenpfad!
Hinan! hinan! im glühenden kühnen Traum
Sie zu erreichen; muß ich einst auch
Sterbend noch stammeln: vergeßt mich, Kinder!

Unbekümmert um die Folgen seines Entschlusses äußert Hölderlin hier seine Überzeugung, daß Dichtung die für ihn bestimmte und ihm gemäße Lebensform ist, und das Gefühl der Einsamkeit ist der auslösende Katalysator. Noch immer ist kein völliges Bewußtsein dafür vorhanden, was Dichter-Sein eigentlich bedeutet. Er möchte lediglich Ruhm erringen, indem er dichtet. Es geht ihm um "den Weltumeilenden Flug der Großen / . . . den herrlichen Ehrenpfad." Das Gefühl der inneren Absonderung treibt ihn dazu, diesem hohen und fernen Ziel zuzustreben, ohne daß zu diesem Zeitpunkt die Idee des Dichters als eines Mittlers zwischen Göttern und Menschen erkennbar wird, wie er sie später entwickelte.

Erst nach seinem Stiftsaufenthalt in Tübingen begann Hölderlin, seine Gedanken über die griechisch-antike Welt, über ihre mythologischen Götter und über die Funktion des Dichters in Einzelheiten zu entwickeln. Zweifellos war er davon überzeugt, im alten Griechenland das gefunden zu haben, was er in seiner eigenen Zeit vermißte, und diese Anschauung der Antike verursachte eine genauere Erkenntnis und Formulierung der Rolle des Dichters. In einem der beiden Aufsätze, die er für den Magistergrad in Tübingen einreichte, schreibt er vom antiken Griechenland: "Überall herrschte Freiheit, freudiges Heldentum, sinnliche Schönheit und das Bewußtsein derselben." Hölderlin meinte, dieser Zustand sei der Anwesenheit der mythischen Götter zu verdanken gewesen, die in der modernen Welt nicht mehr existierten. Aus diesem Tatbestand folgerte Hölderlin, es wäre seine Aufgabe als Dichter, gerade diese Götter in seinen Gesängen zu feiern, sie der Menschheit zu verkünden, um so ihre Rückkehr zu ermöglichen. In diese Auffassung ist das Konzept des Dichters als eines einsamen Menschen noch nicht integriert. Hölderlin ist gleichsam überwältigt von der Aufgabe oder Mission, die sich ihm hier eröffnet, und seine persönliche Situation, d. h. das Gefühl des Außerhalb-Stehens, gewinnt nicht die Oberhand. Daher finden wir zu diesem Zeitpunkt (1790-1795) hauptsächlich eine Reihe abstrakter, philosophischer Gedichte über die Götter. Gelegentlich jedoch finden wir Anspielungen auf persönliche Gefühle und Erfahrungen, wie etwa in dem Gedicht "An die Natur" aus dem Jahr 1795:

Oft verlor ich da mit trunkenen Tränen
Liebend, wie nach langer Irre sich

In den Ozean die Ströme sehnen
Schöne Welt! in deiner Fülle mich.
Ach! da stürzt ich mit den Wesen allen
Freudig aus der Einsamkeit der Zeit
Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,
In die Arme der Unendlichkeit.

Ein deutliches Bewußtsein der Erfüllung und Rechtfertigung dieser persönlichen Sehnsucht in der Zukunft, vielleicht im Bereiche der Dichtung, fehlt hier fast vollständig. Das Ende des Gedichts zeigt nur Sehnsucht nach der Vergangenheit.

Das erfuhrest du nicht in frohen Tagen,
Daß so ferne dir die Heimat liegt,
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.

Das Liebeserlebnis mit Susette Gontard, so scheint es, hat schließlich in Hölderlin die Überzeugung hervorgerufen und befestigt, seine dichterisch-schöpferische Tätigkeit sei gerechtfertigt. Wenn Liebe, Schönheit und Harmonie die Grundlagen des goldenen Zeitalters der Antike waren, so erblickte Hölderlin in der Gestalt Susette Gontards, seiner Diotima, die Möglichkeit und Aussicht, ja das Versprechen, daß die Götter der Erde diese Fähigkeiten und Eigenschaften wieder zurückerstatten würden. Hölderlin betrachtete Susette offensichtlich—all seine Diotima-Gedichte zeigen das—als ein transzendentes, übermenschliches Wesen, und seine Beziehung zu ihr war der Funke, der seine schöpferischen Kräfte auslöste und ihn schließlich zur dichterischen Reife führte. Das Verhältnis mit Susette dauerte jedoch nur etwa zwei bis drei Jahre, und die Trennung bedeutete für Hölderlin auch rein physisch vollkommene Isolation. Man sollte meinen, Hölderlin hätte sich wegen seiner grundsätzlichen enormen Sensibilität einer inneren Verzweiflung ergeben. Wir entdecken jedoch, daß er der Einsamkeit neue, und zwar positive Seiten abzugewinnen sucht, indem er sich bemüht, das Konzept des Dichters neu zu fassen. Gerade die Trennung von Susette ruft das hervor.

Das Erlebnis der Einsamkeit wird nun oftmals im Bild der Wunde heraufbeschworen. "Der blinde Sänger" etwa hat sein Augenlicht verloren und ist so aller bisherigen Freuden verlustig gegangen. Er beklagt den Verlust des "jugendlichen Lichtes," das ihm sonst beschieden war: "... immer kamst du, / Kamst allbesiegend den gewohnten Pfad / Herein in deiner Schöne. . . ." Nun hält die Nacht ihn "... in / Heiligem Zauber." Er weilt allein in der Dunkelheit, und seine Gedanken bilden "Gestalten / Aus Lieb

und Leid der helleren Tage." In diese Dunkelheit fällt die "Stimme des Donnerers," deren Laut und Gewalt mögliches und tatsächliches neues Leben verheißt, denn die Seelenstränge des Dichters reagieren vibrierend auf den Schall dieser Stimme. ". . . es lebt mit ihm / Mein Lied und wie die Quelle dem Strome folgt, / Wohin er denkt, so muß ich fort und / Folge dem Sicheren auf der Irrbahn." Laute treten nun an die Stelle des Lichtes: "Ich höre dich da und dort / Du Herrlicher! und rings um die Erde tönts." Dieser Schall verkündet einen neuen Morgen, und der Dichter wird wiederum "der Sehende," allerdings nicht im wörtlichen Sinne. Die Erfahrung des Blindseins, der Abgeschiedenheit, befähigt den Dichter zu einer stärkeren Sensitivität für den "Donnerer," dessen Schall die Saiten des Dichters wiederklingen läßt. Die Blindheit ermöglicht es dem Dichter, in bedeutsamerer Weise zu singen, eben weil er nun tiefere Einsicht gewonnen hat, indem ihm nun das alte "Glück" geistiger erscheint, und er ist so vollständig von dieser Weisheit erfüllt, daß er nicht anders kann als sie den Mitmenschen in Form eines Gesanges mitzuteilen.

In "Menons Klagen um Diotima" (1800) erscheint die Wunde als das charakteristische Symbol der wiedergekehrten Einsamkeit des Dichters. In diesem Gedicht vergleicht er sich mit einem verwundeten Reh, das die schattigen Waldstellen aufsucht, an denen es sonst selbst während der Mittagshitze Erfrischung und Kühlung gefunden hat. Aber die Vergangenheit bietet, genau wie im Falle des blinden Sängers und Hölderlins selbst im Gedicht "An die Natur," keine Hilfe: "Jammernd und schlummerlos treibt es der Stachel umher." Der zu innerlichst getroffene Dichter jagt ruhelos hin und her, genau wie im Gedicht "Das Schicksal," und in beiden Fällen wird ihm neue Erkenntnis vermittelt. Ein neues Bild der Wunde erscheint. Wiederum wird das Erlebnis mit Blindheit gleichgesetzt. Die "Todesgötter" haben ihn "hinab in die schaurige Nacht" genommen; sie "haben mein Auge / Mir genommen." Die Sonne geht für ihn "fruchtlos, wie Strahlen der Nacht" auf. Jedoch inmitten all dieses Kummers erhebt sich Hoffnung in ihm, und Diotima ist deren Ursprung. Sie hat ihn gelehrt zu erkennen, was groß, bedeutsam und der Freude wert ist, um damit die Götter zu feiern. Selbst im Augenblick der Trennung hatte sie den Dichter auf "ein Schönres" hingewiesen. Der Einfluß und die Wirkung Diotimas werden weder von der Dunkelheit noch vom Tod abgeschwächt oder gar gehindert: "Licht der Liebe! scheinst du denn auch Toten, du goldnes!" Indem ihre Gestalt lebhaft in seiner inneren Vorstellung wohnt, wird er von dem un-

bedingten Antrieb erfüllt, von neuem zu singen, der Welt mitzuteilen, Freude dauere länger als Kummer und Sorge und schließlich würde ein goldener Tag anbrechen, "Wo die Gesänge wahr und länger die Frühlinge schön sind, / Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt."

In beiden, gerade behandelten Gedichten lenkt Hölderlin unsere Aufmerksamkeit zu einer bestimmten Erfahrung, die genau wie in "Das Schicksal" durch Kummer und Leid zu neuer Erkenntnis führt. In beiden Gedichten wird Einsamkeit als wohltuend betrachtet. Nur wegen seiner Isolierung gewinnt der blinde Sänger neue Einsicht. Das Erlebnis mit Diotima und, nicht weniger bedeutsam, die Trennung von ihr, welche sowohl die Gelegenheit als auch die Notwendigkeit dafür herbeiführen, über ihre eigentliche Bedeutung zu reflektieren, vermitteln dem Dichter Glauben an die Götter und die Überzeugung von der gerechtfertigten Mission, ihre Wiederkehr zu besingen und zu feiern.

Ein kurzer Blick auf das Gedicht "Dichtermut" erhellt das gerade Gesagte im Zusammenhang von Hölderlins totaler Auffassung des Dichters. In diesen Strophen wird dem Dichter ans Herz gelegt, "wehrlös" durch das Leben zu schreiten: ". . . sorge nicht! / Was geschieheth, es sei alles gesegnet dir. . . ." Wie ein Schwimmer sich im Wasser bewegt, so wandert der Dichter unter den Menschen einher, "jedem trauend." Aber andererseits enthält das Gedicht auch eine Warnung:

Wenn die Woge denn auch einen der Mutigen,
Wo er treulich getraut, schmeichelnd hinunterzieht,
Und die Stimme des Sängers
Nun in blauender Halle schweigt,
Freudig starb er und noch klagen die Einsamen,
Seine Haine, den Fall ihres Geliebten.

Der Dichter muß Vorsicht üben. Obwohl er unter den Menschen einhergeht, darf er sich nicht von ihnen von seiner höheren Dichterwarte herabziehen lassen, so "freudig" auch der Verkehr mit den Menschen sein mag. Im Grunde muß der Dichter sich von der Welt fernhalten. Der Dichter markiert und gedenkt der Stelle, "wo der Bruder ihm sank, denket der manches wohl / An der warnenden Stelle, / Schweigt und gehet gerüsteter."

Hier scheint der Wegweiser zu Hölderlins reifster Auffassung der Einsamkeit des Dichters zu stehen. Wie gezeigt worden ist, ist Einsamkeit ein konstanter Bestandteil der dichterischen Existenz. Im Gedicht "Mein Vorsatz" stellt sie das Element dar, welches ihn antreibt, dichterisch schöpferisch wirksam zu werden, ob-

wohl die spezifischen Themen dieser seiner Dichtung sich noch nicht klar herauskristallisiert haben. Zunächst wirkt die Einsamkeit bedrückend auf den Dichter, aber auf Grund weiterer Erlebnisse und Erfahrungen wird sie vorteilhaft bewertet, wie die Diskussion der Gedichte "Der blinde Sänger" und "Menons Klagen um Diotima" ergab. In "Dichtermut" schließlich begegnet uns die ausgereifteste Einsamkeitsauffassung Hölderlins im Zusammenhang seines Dichterkonzepts: Einsamkeit ist nun keine drückende Last mehr, die der Dichter dumpf resignierend tragen muß. Sie ist auch nicht nur als reine Wohltat zu betrachten. In "Dichtermut" wird die Einsamkeit des Dichters als eine auferlegte Verpflichtung angesehen, als eine notwendige Situation, die der Dichter aufrecht erhalten muß, um der Aufgabe gerecht werden zu können, um derentwillen er existiert: Mittlerschaft zwischen Göttern und Menschen.

ANMERKUNGEN

1. Lawrence Ryan, "Hölderlins Dichtungsbegriff," in *Hölderlin-Jahrbuch*, Bd. XII (Tübingen, 1963), S. 20.
2. Wilhelm A. Braun, *Types of Weltschmerz in German Poetry* (New York, 1905), S. 3.
3. Hölderlin, *Sämtliche Werke*, Große Stuttgarter Ausgabe, hrsg. von Fr. Beißner (Stuttgart, 1954), Bd. VI, 1, S. 3.
4. Ebd., S. 4.